

Ulrike Königshofer

Der Durchblickapparat

Andreas Spiegl

Wollte man den Titel der Arbeit von Ulrike Königshofer anders formulieren, dann gäbe es die Möglichkeit, in dem so genannten *Durchblickapparat* einen Apparat zu verstehen, durch den man blicken kann, um auf etwas anderes zu schauen, oder man bezieht das „Durchblicken“ umgangssprachlich auf das Verstehen von etwas – und sei es die Apparatur selbst, die man eben „durchblickt“. Einmal wäre die Rede von einem optischen Instrument und ob der räumlichen Anordnung des Blicks um einige Ecken dem Periskop verwandt. Im anderen Sinne richtet der Apparat den Blick auf sich selbst – und zwar auf die Apparatur wie das Sehen als Gegenstand des Sehens: Ein Sehen, das sich selbst sieht, ein reflexives Sehen, das das Sehen spiegelt, verdoppelt, vergleichbar der Autoskopie, die mit der Wahrnehmung des Doppelgängers verbunden ist, analog einen „Doppelgänger des Sehens“ entwirft. Zu entscheiden, welche der beiden Möglichkeiten hier entscheidend sein soll, sollte nicht unentschieden bleiben, sondern entschieden mit dem Hinweis auf beide beantwortet werden: Der Durchblickapparat ist beiden verpflichtet, dem periskopischen Instrument genauso wie dem Doppelgänger des Sehens, das sich selbst sieht.

Man sieht durch ein Guckloch mit dem Eindruck, man würde geradeaus durch die gegenüberliegende Wand aus dem Raum schauen, den man gerade betreten hat: sehend durch ihn hindurch schauen können, ohne ihn verlassen zu haben. Periskopisch wird der Raum umgangen, ausgeblendet der Weg, den die Blickachse um den Raum herum zurücklegen muss, um ihn optisch zu durchdringen: Ausgeblendet wird nur der Weg, der Umweg der Blickachse, die den Raum negiert. Zugleich sieht das Sehen ein, dass nicht sein kann, was es sieht. Der Blick reflektiert in der Unmöglichkeit des Gesehenen, dass das Sehen selbst ein Bild liefert, das dem Raum nicht entspricht, die Trennung von Innen und Außen negiert. Optisch korrekt widerspricht das Visuelle dem Blick um die Ecke. Das Bild, das man sich macht und das Bild, das man sieht, divergieren im gleichen Akt: Man sieht ein, was man nicht sehen kann und sieht zugleich, dass man es sieht. Man weiß, dass es keinen Doppelgänger gibt und sieht ihn doch, das Sehen, wie es um die Ecke verschwindet, um sich umzudrehen, dem Sehen zu winken. Der Durchblick blickt durch sich selbst hindurch, verliert sich im Durchblicken.

Wie in anderen Arbeiten bedient sich Ulrike Königshofer einfacher Anordnungen: seien es Zahnräder, die sich drehen oder Spiegel, die Blickachsen lenken, um eine Mechanik des Offensichtlichen zu installieren. Man durchblickt die Funktionsweisen, um gerade auf die Divergenz von dem, was sich offenbart und jenem, das sich zeigt, hingewiesen zu werden. Die Nachvollziehbarkeit des einen spiegelt sich im Entziehen des anderen wider. Sie greift auf eine Mechanik zurück, die sich aus digitalen und binären Prozessen der Gegenwart zurückgezogen hat, mithin die bloße Hoffnung negiert,

noch je einen Blick auf die Funktionsweisen werfen zu können: Der Blick auf ein Glasfaserkabel ist blind für die Impulse darin. Der Blick auf den Bildschirm ist von steter Natur, im gleichen Abstand auf ein Lesen des Visuellen abgestimmt, limitiert aufs Erkennen, das Dechiffrieren in Sicht. Die Ästhetik des Mechanischen, die aus Königshofers Arbeiten spricht, passt nicht in die Prämissen zeitgemäßer Technologie, auch nicht in retrospektive Perspektiven einer Fortschrittskritik. Der Akt des Sehens, den ihre Arbeiten aktiv einfordern, zu sehen, was man nicht sieht und dieses einzusehen, insistiert aufs Hier und Jetzt, auf eine Gegenwart, die das Sehen selbst als unzeitgemäß sieht. Die Geschichte der Mechanik und der Physiologie, auf die sich Königshofer bezieht, verkündete im 19. Jahrhundert, dass das Band zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit zerrissen ist, das Wahrnehmen nur wahrnehmen kann, was es selbst als Wahrnehmung produziert. Das Sehen selbst scheint ein wahrnehmungstechnologisches Auslaufmodell zu sein, ein Relikt, ein Rest, der das Sehen zukünftig nur als Vergangenheitsmodus kennt. Und gerade aus dieser Perspektive das Sehen wieder auszupacken heißt auch, es zu exponieren, es auszustellen, es aus dem Zusammenhang zu reißen als rätselhaftes Exponat, als Vermächtnis einer fremden Kultur. Die Divergenz zwischen dem, was man sieht und jenem, das einsieht, etwas nicht sehen zu können, befremdet, sieht im Sehen selbst die befremdende Macht. Es löst sich vom Subjekt, das sich zusieht, wie es sieht, dass sein Sehen um die Ecke verschwindet.

Andreas Spiegl (*1964) studierte Kunstgeschichte an der Universität Wien. Er lehrt am Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften an der Akademie der bildenden Künste Wien, an der er auch von 2003 bis 2011 die Funktion des Vizerektors für Lehre und Forschung innehatte. Seine Schwerpunkte liegen in der Verknüpfung medien-, raum- und subjekttheoretischer Fragestellungen. Zahlreiche Publikationen zur zeitgenössischen Kunst und Kunsttheorie. Daneben arbeitet er im urbanistischen Bereich mit dem *Büro für kognitiven Urbanismus* und seit 2012 mit *Liquid Loft* im Bereich Tanz und Choreografie.